

Volks-Zeitung

Ausgabe A

für den rheinisch-westfälischen Industriebezirk

66. Jahrgang

Bochumer Volkszeitung

Westfälische Volks-Zeitung

Bochumer Stadtanzeiger

Preis: monatlich RM 1,50 oder halbjährlich RM 8,00. Die Bezahlung der Zeitung erfolgt: per Post auf Rechnung oder gegen Nachnahme. Einzelhefte: 50 Pf. Ausgabe A 6 Pf., Ausgabe B 5 Pf., Ausgabe C 3 Pf. Zusatzen: Ausgabe A 40 Pf., Ausgabe B 30 Pf., Ausgabe C 20 Pf. Abdruck: 10 Pf.

verbunden mit den Bezirksausgaben B und C für Essen, Steele, Hattingen und Wattenscheid
Geschäftsstelle u. Schriftleitung: Bochum, Mühlenstr. 12-14 / Fernruf 64746-64748

Vertriebsstellen: Bochum, Mühlenstr. 12-14, Fernruf 64746. Bochum, Mühlenstr. 12, Fernruf 64746. Bochum, Mühlenstr. 12, Fernruf 64746. Bochum, Mühlenstr. 12, Fernruf 64746.

Nr. 90

Montag, den 19. April (Kath. Werner, Evgl. Hermogenes)

1937

Der neueste Schwindel!

Annäherung — ausgerechnet mit Sowjetrußland!!

Neue dumme-plumpe Vernebelungsversuche im Auslande! Absichten, die sich selbst entlarven!

„Deutschland sucht Annäherung an Sowjetrußland!“ Das ist der neueste Schwindel, mit dem man neuerdings das Ausland nervös zu machen sucht. Schon seit einigen Tagen tauchen bald hier, bald da in einem Teil der Auslandspresse Meldungen auf, in welchen die blödesten Behauptungen aufgestellt werden. Einmal soll es General Ludendorff gewesen sein, der den Führer ersucht habe, Deutschland Sowjetrußland zu nähern, dann wieder heißt es, deutsche Offiziere hätten mit sowjetrussischen bereits Fühlung genommen. Stalin soll auch gar nicht abgeneigt sein, die Abberufung des sowjetrussischen Botschafters Euzis aus Berlin soll bereits mit diesen Annäherungsversuchen in Verbindung stehen und die Sowjetmächte in Moskau überlegen auch, ob man Deutschland nicht noch weiter entgegenkommen und durch die Eröffnung von Linienverbindungen durch einen Richtschnur und durch die Auslieferung anderer jüdisch-bolschewistischer Botschaften eine sowjetfreundlichere Stimmung erzeugen könne.

Das ist nur eine ganz kleine Auswahl der neuesten Lügen und Schwindelmeldungen.

Die durch die bekannten berüchtigten Kanäle von Moskau aus in einer Anzahl von Weltstädten verbreitet werden. Man braucht sich eigentlich heute schon über nichts mehr zu wundern, es ist bereits hundertmal geschwindelt und gelogen worden, daß es eine Lüge mehr schon gar nicht mehr ankommt. Denn das alles nur nicht so gemein und die Absichten, welche ihre Verbreiter dabei verfolgen, nicht so unerhört schamlos wären! Ausgerechnet: das nationalsozialistische Deutschland, das unter allen Nationen auserwählt und mit aller Unerschrockenheit bis zur letzten Konsequenz den Kampf gegen den Bolschewismus aufgenommen und rühmlich und erbarungslos durchgeführt hat, soll auf einmal Lust verspüren, sich Sowjetrußland zu nähern und mit ihm ein militärisches Bündnis eingehen!

Das kann doch wohl selbst der größte Esel auf dem weiten Erdenrund schlecht annehmen! Aber es ist ja bekanntlich heute nichts mehr zu lamm, es findet doch im Kampf und das gegen das neue Deutschland sein Publikum. Und deswegen greift die Auslandspresse, die bekannt ist für ihre Einstellung gegen Deutschland, begierig auch nach diesem Korb und legt ihn ihrer staunenden Leserschaft vor, die — das möchten wir aber doch zu ihrem Ruhme annehmen — allerdings wohl noch nicht so ganz von allen guten Geistern verlassen sein wird, um nicht diesen Schwindel auf den ersten Blick gleich zu erkennen und dementsprechend einzuschätzen!

Was ist denn nun aber

der Zweck der Übung?

Warum dieses neue Vernebelungsmanöver? Nun, es liegt ganz klar auf der Hand! Die scharfe ablehnende Haltung, die Deutschland gegenüber Sowjetrußland und dem Bolschewismus einnimmt, und die grundsätzlich noch einmal auf dem letzten Reichsparteitag ganz klar formuliert und zur Grundlage der deutschen Politik für alle Zukunft gemacht worden ist, hat die Wirkung gehabt, daß eine ganze Reihe von Ländern sich entschieden gegen Annäherungsversuche der Bolschewisten gewandt und jede vertragliche Annäherung mit ihnen abgelehnt haben.

Diese Länder glaubt man offenbar jetzt durch solche Schwindelmeldungen fördern zu können. Wenn Deutschland selbst Annäherung an Sowjetrußland sucht, was könnte dann diese Staaten noch weiterhin abhalten, sich einer Annäherung zu widersetzen?

Es mag das Manöver sein, ausgedacht sein, aber es ist doch zu durchsichtig und wir möchten der bestimmten Erwartung hingehen, daß es nicht ein einziger Staat darauf hereinfällt! Zwischen Deutschland und Sowjetrußland gibt es keine Annäherung, weder eine politische noch eine militärische. Der Nationalsozialismus kann niemals mit dem Bolschewismus gemeinsame Sache machen, er möchte sich denn völlig untreu werden und daran ist gar nicht zu denken! Was auf dem letzten Reichsparteitag noch einmal mit aller Klarheit und Deutlichkeit her-

ausgestellt worden ist, das bleibt richtungweisend, und mag man sich anderswo auch noch so sehr Mühe und Anstrengung machen. Nichts kann Deutschland von seiner Haltung abbringen.

Auch Reichsminister Döb hat dies schon erst wieder einwandfrei vor aller Welt festgelegt, und die Reichsregierung wird gar nicht müde, das immer und immer wieder zu betonen. Das sollte endlich auch im Auslande einmal genügen. Die bolschewistischen Hauptlinge in Moskau mögen nur alle Hoffnungen fahren lassen, auch durch solche Schwindelmeldungen, wie das soeben wieder in Szene gesetzt, wird niemand in Deutschland sich bewegen lassen, in seiner Einstellung zu Sowjetrußland als dem Vaterlande des verfluchten Bolschewismus wankend zu werden. Wir Deutschen sind in unserem Denken noch gesund genug, und wir haben unsere Erfahrungen mit dem Bolschewismus, die für alle Zeit langen. Es gibt daher auch kein Rätseln, auf das wir hereinkommen könnten. Auch so plumpe Manöver, wie das letzten über den Madrider Sender unternommene, wo

der Tönan von Canterbury,

der sich offenbar von den Bolschewisten den Bart einfeilen lassen, eine Propagandaansprache an die Welt verfasste, um sie zum Bolschewismus zu „führen“, verlangen nicht! Überhaupt ist, was wir hier noch einmal feststellen möchten, dieser Tönan nicht Mitglied und infolgedessen auch nicht Würdenträger einer in Deutschland vertretenen Kirche, er ist weder katholisch noch evangelisch, er ist vielmehr Anglikaner, gehört der englischen Staatskirche an, seiner Gründung Heinrich VIII. und der Eliza Beth, die in schärfstem Widerspruch zum Katholizismus steht, mit der protestantischen Kirche aber ebenfalls nichts gemein haben will! Wenn auch hundert solcher Töne für den Bolschewismus Propaganda machen, und wenn auch die ganze Auslandspresse sich verbinden sollte in solchen Schwindelmeldungen wie den oben gekennzeichneten, Deutschland und das deutsche Volk werden doch bleiben, was sie bislang gewesen, die schärfsten Gegner des Bolschewismus, mit dem es ein Paktieren niemals geben kann!

Ausflug der Reichstheaterntage der HJ.

Rundfunk überträgt die Feiertunde „Arbeiter und junge Kultur“ aus der Maschinenhalle der Zeche Constantin 6/7 in Bochum

Die arbeitsreichen ersten Reichstheaterntage der HJ, deren praktische Auswirkungen noch kaum abzusehen sind, fanden gestern mit einer eindrucksvollen Feiertunde, die der engen Verbundenheit der Jugend mit den schaffenden Menschen sinnfällig Ausdruck gaben, in der großen, hellen Maschinenhalle der Zeche Constantin 6/7 ihren Abschluß. Zwischen den mächtigen stählernen Lei-

gewesen, eine Arbeitstagung in Bochum, der Stadt der Robe und des Eisens, mit einer Rundgebung auf einer Zeche zu beschließen. Anschließend sprach dann der Chef des Kulturamtes in der Reichsjugendführung, Obergebietsführer Gerff über Arbeiter und junge Kultur, in der er u. a. sagte: Mit dieser Feiertunde auf der Zeche beschließt die Hitlerjugend ihre Reichstheaterntagung in Bochum. Ihr dürft mir glauben, daß wir nicht hierher zu Euch gekommen sind, um eine Geste zu machen, sondern weil es uns ein tiefes Bedürfnis ist und weil wir immer wieder

den Bund zwischen Arbeiterschaft und Jugend erneuern wollen.

Was wäre die Arbeit dieser Jugend, diene sie nicht dem schaffenden Volk? Was wäre unsere Tagung, unser Ringen um ein neues deutsches Theater, hätte ihr nicht daran Anteil? Für uns ist der Arbeiter nicht das Objekt eines sozialen Mitleids, sondern Träger eines neuen, gesunden Lebens unseres Volkes. Wir stehen nicht bei Euch, weil es heute vielleicht man-



Obergebietsführer Gerff, der Leiter der Arbeitstagung und Geistesführer Vergessener Windmüller.

bern der Maschinen, die die Halle in der ganzen Breite ausfüllen, stehen die Gefolgschaften der Zeche, die Tagungsteilnehmer und die Hitlerjugend. Vor der Frontwand der Halle und dem mit Tannengrün geschmückten Rednerpult ist der Chor des Standortes Bochum und das städtische Orchester aufgebaut, das unter Leitung von H. Maas vom Kulturamt der Reichsjugendführung Teile aus der Kantate von Spitta spielt. Die Feiertunde wurde aus dem Reichsfunk übertragen. Eröffnet wurde sie von Vergessener Windmüller. Es sei ein glücklicher Gedanke



Blick in die Maschinenhalle der Zeche Constantin 6/7 während der Abschlußkundgebung. SK-Fotos: Herker

dem Bürger Flug erscheint, äußerlich so mitzumachen, nein,

weil Euer Kampf unser Kampf war und ist.

Bei Jugend und Arbeiter die Gestalter der Zukunft sind. Betragen von gleichem revolutionären Schwung und Idealismus, erfüllt vom Willen zum Kampf um die Lebensrechte unseres Volkes, so treten sie an, die ewigen Kraftquellen der Nation!

Wenn die Arbeiterschaft und die Jugend anpacken, dann wird etwas Großes daraus entstehen müssen! Was hatten wir anderes als den Glauben, als wir den Kampf um ein neues Deutschland begannen? Was ist unterdessen nicht alles geschehen?

Wir wollen aber bei allen materiellen Erfolgen in Gegenwart und Zukunft erkennen, daß sie nicht allein unser Glück bestimmen. Das Wertvollste im Menschen ist nicht mit Brot zu sättigen und nicht mit Geld zu bezahlen. Das, was unser Leben lebenswert macht, die seelischen Erlebnisse des Menschen, dürfen wir nie vergessen. Es müßte vielleicht manchen seltsam an, daß zwischen Maschinen, Kohlenstaub und Rärm noch etwas anderes leben soll, als der nüchterne Wille zur Erreichung seiner kalten, realen Lebensbedingung. Gerade hier ist es notwendig, daß die nie versiegende Kraftquelle deutschen Gemüts diesem harten Leben der Arbeit seine Kraft und seinen wahren Sinn erhält.

Für uns ist Kultur nicht ein Luxus einiger Weniger, sondern Allgemeingut des Volkes.

Sie ist die Darstellung und Erfüllung all der großen Sehnsüchte unseres Volkes. Sie ist für Euch die höchste Sinnbedeutung Eurer Arbeit. Der Künstler der Zukunft, der heute noch unbekannt in den Reihen unserer Jugend marschiert, er wird auch gleichzeitig der Soldat und Arbeiter sein, so wie wir es in einer wunderbaren Harmonie in unserer Führer leben.

Glaubt es mir unsere Arbeit hier in Bochum galt letzten anderen Ziel als mitzubringen, die wertvollsten Stätten deutscher Kultur der Jugend und Euch zu erschließen. Für uns ist der Besuch des Theaters oder eines Konzertes nicht ein gesellschaftliches Ereignis, sondern tiefstes seelisches Erlebnis! Das Scheitern einer vergangenheitsbürgerlichen Welt hat Euch mit Recht immer innerer Hohlheit und Unwahrhaftigkeit wegen abgestoßen. Ihr fühlt Euch dort nicht wohl. Das ist nun anders geworden. Das junge Schloß dieser Jugend gibt Euch die Gewißheit, daß eine neue Welt angebrochen ist. Wir wissen, daß Eure Erlebnisreife größer ist als das Verleben, woller einer alten Zeit. Wir wissen auch, daß gerade Ihr den dramatischen Stoff dieses Lebens besser kennt und versteht als alle anderen. Es wird einmal eine besondere Aufgabe des jungen Theaters sein, die dramatischen Erlebnisse, die sich aus dem Kampf der deutschen Arbeiterschaft für den deutschen Sozialismus ergeben, zu gestalten. Wie sollen die nach uns kommenden Generationen ihn vergessen, und immer sollen sie daran lernen. So erfüllen wir auch unsere Pflicht gegenüber der deutschen Zukunft.

Zum Schluß dieser Feiertunde möchte ich Euch noch ein Wort des Reichsjugendführers zurufen:

Ich lasse keine harte Hand, hier halte ich mein Vaterland. Da alles rings zusammenbricht, steht mir bereit und manken nicht. Aus unserm Handschlag wächst empor der Glaube, den das Volk verlor. Denn du und ich, wir fühlen schon in diesem Handschlag die Nation!

... in diesen Abwehrkämpfe



Geheimnis um Mr. Tree

Roman von Ralph Urban

(4. Fortsetzung)

Wegen Verabredungsgefahr hatten mit Ausnahme des Gärtners weder Mr. Adlercreutz noch die Hausangestellten die Erlaubnis bekommen, dem toten Mr. Tree das letzte Geleit zu geben. Dr. Koch war mit der Bahn nach London zurückgefahren, nachdem er angeordnet hatte, die Leiche des ermordeten Rabbinen in die Totenhalle von Remble zu schaffen. Rabbinen, Barton und Sergeant Wadsworth begaben sich wieder in das Speisezimmer, um das Verhör fortzusetzen. Das erste Stubenmädchen wachte nichts Bedenkliches auszuweisen. Dagegen behauptete Alma, das zweite Stubenmädchen, sie hätte am Sonnabend bei Einbruch der Dunkelheit, also wenige Stunden vor dem Mord, als sie mit dem Küchenmädchen nach Remble einholen ging, beim Parktor die Gestalt eines abgerissenen aussehenden Mannes erblickt. Das Küchenmädchen bestätigte diese Aussage, aber bezüglich der nächtlichen Vorgänge hatte keine von beiden eine bemerkenswerte Wahrnehmung gemacht. Interessanter war die Aussage der Rabbinen, deren Schlafsaal gerade unterhalb des Mordzimmers lag. Sie erzählte plötzlich aus ihrem Schlaf, denn es war ihr gelungen, als hätte sie über sich einen Schrei vernommen. Gleich darauf hörte sie von oben etwas, das wie der Fall eines schweren Gegenstandes klang. Sie lauschte eine Weile, da sich aber nichts mehr vernehmen ließ, sah sie nach auf die Wiederkunft, die auf elf Uhr fünfzehn Minuten setzte, und schlief dann wieder ein.

Der Gärtner und seine Frau wachten nichts auf. Hierauf wurde der Diener Stone neuerdings vorgeführt. Er hatte sich inswischen schuldig gemacht und keine kramme Haltung widererwinnen können. Von den Vorgängen in der Mordnacht gab er folgende Darstellung:

Um ungefähr acht Uhr war Mr. Eugene Taylor nach mehrstündiger Unterredung mit seinem Bruder aus dem Arbeitszimmer in die Halle heruntergekommen. Um diese Zeit fehlte auch Mr. Adlercreutz beim Mord. Einige Worte mit Mr. Taylor, worauf Stone dem Mann in den Mantel half und ihn zu seinem Kraftwagen geleitete, der vor dem Haus stand. Dann ging der Diener zu Mr. Taylor hinauf, der beim Schreibtisch im Arbeitszimmer des toten Hausbesizers saß, und fragte ihn, wo er zu spielen wünschte. Der Arzt bestellte das Essen ins Arbeitszimmer. Stone selbst brachte ein kaltes Bistrot. Das Geschick ließ er später vom Stubenmädchen abräumen. Um halb zehn Uhr ging er dann nochmals nach oben und fragte Dr. Taylor, ob er noch Wünsche hätte. Der Arzt verneinte und schickte den Diener zu Bett, worauf dieser auch tatsächlich schlafen ging. Gegen elf Uhr ermahnte er, und da war es ihm, als hätte er, wie das Hausort leise geatmet wurde. Im Schlafzimmer dachte er, Dr. Taylor hätte es sich überlegt und ginge doch noch nach Hause. Jedenfalls legte Stone dem keine Bedeutung bei und schlief weiter. Erst am nächsten Morgen erinnerte er sich wieder des Geräusches an der Haustür, da er Dr. Taylor nicht in dessen Zimmer antwortete. Es verfiel ihm in ihm die Vermutung, der Arzt wäre noch heute schlafen gegangen, und er, als er das Arbeitszimmer verließ, fand, schloß er Verdacht, daß irgendjemand nicht in Ordnung sein dürfte.

Somit der Diener.

„Das nicht einmal die Nachtstunde über Ihrem Bett geflüstert?“ fragte jetzt Barton.

„Nein“, entgegnete Stone vielleicht etwas zu laut und seine Mundwinkel verzogen sich.

„Sind Sie auch nicht gegen Mitternacht die Treppe nach oben gegangen?“

„Nein!“

„Wissen Sie, Stone, was mir leid tut?“

„Nein!“

„Es tut mir leid, daß unser Strafgesetzbuch nicht ausreicht, um gegen Sie einen Haftbefehl zu erwirken. Und das haben Sie nur dem Umstand zu verdanken, daß der Schlüssel an der inneren Seite der Tür zum Mordzimmer steckte.“

Da geschah etwas Unermessliches. Stone redete sich in die Höhe und sagte: „Herr Inspektor! Denken Sie, was Sie wollen. Ich bin ein alter, braver Soldat, und ich bin in Ehren grau geworden. Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht; aber Gott sei mein Zeuge: Ich habe mit dieser Mordtat nichts zu schaffen!“

Damit machte er eine kramme Wendung und schritt nach dem Ausgang. Man ließ ihn gehen. „So spricht eigentlich kein Mörder“, sagte Barton, als der Diener draußen war.

„Ich habe schon Mörder an den Galgen gebracht“, meinte Robin geistes, „die noch überzeugender ihre Unschuld beteuerten. Sei dem wie dem wolle, jedenfalls aber lägen Stone und Mr. Adlercreutz, daß sich die Balken biegen.“

Sergeant Cook hatte eine Entdeckung gemacht. Er bat die Beamten jetzt, ihm ins Badezimmer zu folgen. Der Raum schloß an das Mordzimmer und Totenzimmer, war aber nur durch die einzige Tür vom Gang aus zu erreichen. Der Oberinspektor, der als erster das Badezimmer betrat, blieb betroffen stehen, als er die Blutspuren im Badbecken und an dem daneben hängenden Handtuch erblickte.

„Rein! Ist kein einziger Fingerabdruck wahrnehmbar“, erklärte der Sergeant.

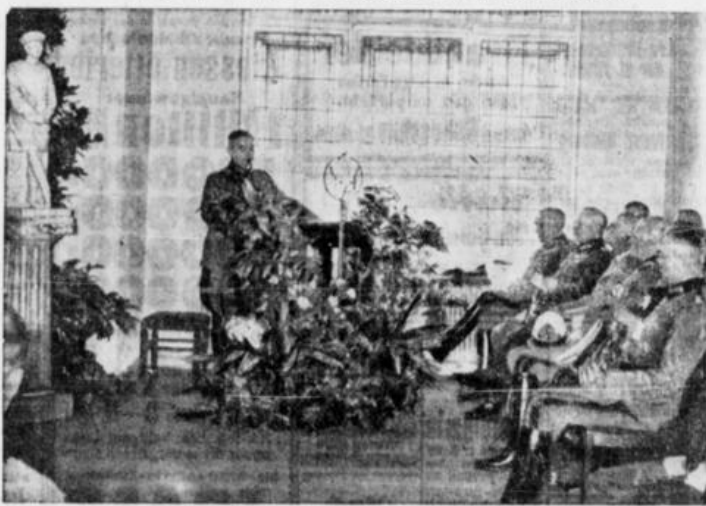
„Es gibt nur zwei Möglichkeiten“, erklärte Kopf schüttelnd Robin. „Die eine davon ist, das Opfer hat dem Mörder nach dem Verlassen des Arbeitszimmers die Geißelheit gelassen, die Tür von innen abzuschließen und erst dann zu sterben, oder der Mörder ging nach Beilegung der Blutspuren nochmals ins Mordzimmer zurück, sperrte die Tür ab und verflüchtigte wie Rindenschwaller in der Luft.“

Die Inspektoren haben sich nochmals im Mordzimmer um Am Schreibtisch herrschte schreckliche Unordnung. Stöße von Schriftstücken lagen herum, alle Leiden waren herausgerissen, so daß man überaus leicht konnte, daß nach irgend etwas Heftigkeit gesucht worden sei. Robin befahl dem Sergeant Cook, die Schriften durchzusehen und alles, was von Belang sein mochte, auf die Seite zu legen.

Das Mordwerkzeug blieb unauffindbar. Cook hatte sogar im Gang des toten Mr. Tree danach gesucht. „Es ist anzunehmen“, erklärte der Sergeant, „daß die Tat wirklich mit dem Feuerbalken begangen wurde, der nach Aussage der Stubenmädchen stets neben dem Kamin im Schlafzimmer lag.“

„Dieser Umstand ist wichtig“, meinte Barton, „denn wenn der Feuerbalken als Mordwerkzeug be-

Militärische Feier zur Errichtung der Heeresarchive



Im Gebäude der alten Kriegsschule auf dem Braubausberge in Potsdam wurde das jetzige Heeresarchiv Potsdam errichtet. Gleichzeitig entzündeten gleiche Archive in Dresden, München und Stuttgart. Aus diesem Anlaß fand in Potsdam eine feierliche militärische Feier statt, an der u. a. Reichswehrminister Generalleutnant v. Blomberg teilnahm. Diese Aufnahme zeigt Generalleutnant Dr. h. c. n. v. Blomberg, den Chef der Heeresarchive, bei der Eröffnungssprache. In der ersten Reihe von links: General der Artillerie v. d. Goltz, Chef des Generalstabes, Generaloberst Freiherr v. Trützschler, Reichswehrminister Dr. v. Frick, Reichswehrminister v. Blomberg, der österreichische Bundesminister des Innern Dr. v. Glatze-Horstenau (verdeckt) und (2. von rechts) der österreichische Gesandte in Berlin Dr. Tauschik.

Sonderstempel zum Geburtstag des Führers



Am Geburtstag des Führers werden in den Städten Berlin, München, Nürnberg und Berchtesgaden diese Stempel benutzt, die keine Postamtbezeichnung und auch keine Unterscheidungsbuchstaben und Stundenangaben tragen, sondern nur die Tages-, Jahres- und Ortsangabe. (Eberl-Bilderdienst-M.)

nicht wurde, dann kann man mit Sicherheit behaupten, daß der Mörder aus dem Totenzimmer gekommen ist.“

„Mr. Eugene Taylor möchte die Herren von Scotland Yard sprechen“, meldete der Sergeant von Remble.

Der Oberinspektor sah auf seine Uhr, die auf fünf zeigte. „So“, sagte er zum Sergeant, „sagen Sie ihm, daß er warten soll, und sorgen Sie dafür, daß er das Haus nicht verläßt. Hier trauere ich keiner Seele. Ich verführe den Dünkel eines Rären nach dem Winterschlaf.“

Da auch die anderen Herren seit dem Morgen nichts zu sich genommen hatten, überließ man die Aufsicht über das Haus dem Sergeant von Remble und begab sich im Dienstauto in den Ort, um in einem Gasthof den kühlen Lunch einzunehmen. (Fortsetzung folgt)

Nacht Guck Laune!

Freundinnen.

„Naturforscher ist Eva's Zukünftiger?“
„Ja, bei Eva wird er vergeblich nach Natur forschen!“
(Liegende Blätter.)

Großvater hat Aerger.

Fräulein hatte die Gläser aus Großvaters Brille herausgenommen. Großvater nimmt die Brille, ohne eine Ahnung zu haben, daß die Gläser fort sind, setzt sie auf die Nase und kann nichts sehen.

„Himmel“, ruft er aus, „ich habe mein Augenlicht verloren!“

Stöckig kommt ihm der Gedanke, er könnte vielleicht vergessen haben, die Gläser zu putzen. Er nimmt also die Brille ab, aber als er nun auch keine Gläser fühlt, ruft er ganz entsetzt: „Meine Güte, das Gefühl habe ich auch verloren!“
(Ankünd.)

Hannemann macht alles

Roman von Hans Herbst

(16. Fortsetzung.)

„Mein, anständige Frau“, wehrte Mary ernsthaft ab, „ganz so ist das nun doch nicht. Unsere Preise sind nicht höher als die der Konkurrenz, davon können Sie sich persönlich überzeugen, wenn Sie sich in einem anderen Modehaus zum Beispiel einen gleichwertigen Mantel wie den Ihren zeigen lassen. Wir schließen nicht, indem wir unterbieten, aber wir erheben auch nicht die Preise wegen dieser einmaligen Veranstaltung. Die einmal notwendige Reflektoren sind genau durchzuführen von meinem Geschäftsführer.“

„War ja auch nur Scherz von mir“, entschuldigte sich Mary und bestellte sich ein kleines Frühstück; auch ihr Begleiter wählte.

Mary entschuldigte sich, um sich einigen Damen zu widmen, die freien den Raum betreten hatten. Mit einem schmeichlichen Marsch eröffnete das Musikorchester den Reigen der musikalischen Genüsse.

„Vierstunde später war der Saalraum vollbesetzt, so daß Waldemar ein paar einleitende Worte an die versammelten Gäste richten konnte. Seine Ansprache wurde sehr beifällig aufgenommen, da Waldemar eine lebenswichtige und humorvolle Art besaß und sofort mit dem in der Parklandschaft aus dem Hause bestehenden Zuschauerkreis in Kontakt gekommen war.“

Es folgten dann einige Gesangsbeiträge einer jungen schamanen Rindartillerie und eine kleine Ballettszene, dazwischen die Musikstücke der ausgezeichneten Singing Music-Girls. Alle Darbietungen lösten reichen Beifall aus. Dann trug die Modenschau, die alle neuesten Modelle zeigte und zum Schluß fand die Verlosung des Tageslooses statt.

Gegen zwölf Uhr war die ganze Veranstaltung zu Ende. War zweifellos ein ganz großer Erfolg, denn zahlreiche Gäste wurden hinterher gefällig, so daß das Personal dollauf beschäftigt war. Auch der Nachmittagsveranstaltung war der gleiche Erfolg beschieden.

Mary strahlte, als ihr Waldemar nach Abendessen das Ergebnis des Festtags mitteilte.

„Ich bin ja so glücklich... so glücklich, Herr Stahl!“ versicherte sie immer wieder und sah ihren Geschäftsführer mit leuchtenden Augen an. Und ich muß Ihnen noch meinen herzlichen Dank für das wunderbare Gelingen der ganzen Veranstaltung aussprechen. Ohne Ihre Mitwirkung hätte ich das gar nicht alle schaffen können.“ Sie streckte ihm die Hand hin, die Waldemar herzlich drückte.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen behilflich sein konnte“, sagte Waldemar anerkennend. „Und ich werde mich weiter bemühen, Ihnen auch fernerhin zur Seite zu stehen.“ Er sah nach der Uhr. „Aber... nun müssen wir nach oben. Das Personal wartet wohl schon darauf, das rechtlich verdiente Abendessen einzunehmen. Wir haben es ehrlich verdient, daß man ihnen diese kleine Anerkennung zollt.“

Sie gingen in den Saalraum, wo das Personal schon versammelt war, und nahmen an der Tafel Platz. Man sah und trank mit gutem Appetit und verließ ein paar Stunden in angeregter Unterhaltung. Natürlich wurde nach den Klängen des Berliner Tenders getanzt.

Waldemar erwiderte sich als unermüdlicher Tänzer. Da die Firma außer ihm keinen männlichen Angestellten hatte, konnte er fast den Eindruck machen, daß alle tanzlustigen Mädeln an ihn flüchten, nicht genügen.

Aber er schaffte es: keine der Verkäuferinnen kam zu kurz. Mit jeder Tänzerin erwiderte er schüchtern gegen zehn Uhr die Reihe durch war, wollte er wieder von neuem beginnen, aber Mary hielt ihn davon ab.

„Ich glaube, Herr Stahl, wir machen jetzt Schluss“, meinte sie lachend, „sonst können Sie und die Mädeln morgen nicht mehr auf den Beinen stehen.“

„Was mich anbetrifft“, meinte Waldemar übermütig, „da ist noch keine Gefahr. Ich war in Amerika auch einmal Tänzer. Aber Sie haben ganz recht, morgen muß alles wieder frisch sein. Also, meine Damen“, wandte er sich an die Tän-

zenden, „am Schluß unserer heutigen improvisierten Tanzveranstaltung lassen wir den Abkühlungs- wasser steigen. Wir haben Glück... eben ertönt der herrliche Rhythmus-Walzer von Paulchen Linde. Also darf ich bitten!“ Er verbeugte sich leicht vor Mary und begann mit ihr den Tanz.

Dann glitt er von einem Arm in den andern, bis schließlich die Musik verstummte und der bekannte Juchheulruf der Gäste mit den Tanznachrichten begann.

Als sich Waldemar von Mary vor dem Hause verabschieden wollte, sagte Mary zu ihm:

„Wissen Sie... eigentlich hätte ich noch Lust... eine Tasse Kaffee zu trinken. Ich möchte noch ein bißchen mit Ihnen plaudern. Wir haben jetzt während der ganzen Zeit nur geschäftliche Dinge besprochen. Jetzt habe ich direkt das Bedürfnis, mal von etwas anderem zu reden. Haben Sie Lust dazu?“

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein!“ erwiderte Waldemar, „Wohin darf ich Sie führen?“

„Am liebsten wäre mir irgend ein kleines, nettes Kaffee, wo es sich nett plaudern läßt... so ganz in Ruhe.“

„Das können Sie haben... hier gleich links ist Telschow. Da ist es sehr gemütlich, das weiß ich von früher her.“

„Also, dann auf zu Telschow!“

Zwei Minuten später saßen sie in einer gemütlichen Ecke und tranken den bestellten Kaffee.

„Sind Sie nicht ein wenig abgeknaut, gnädiges Fräulein?“ erkundigte sich Waldemar.

„Ach, gar nicht“, erwiderte Mary, sich beaglich in den Sessel lehnd. „Im Gegenteil... ich bin sogar sehr aufgeregt. Es gab in diesen Tagen doch zuviel Lieberleuten und Anstrengungen, daß ich manchmal wirklich nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Aber nun ist das ja vorüber. Ich denke, daß ich nun bald mein Gleichgewicht wieder bekomme.“

„Das will ich doch stark hoffen, gnädiges Fräulein“, meinte Waldemar und blickte sein Gegenüber herzlich an.

„Sagen Sie doch nicht immer „gnädiges Fräulein“ zu mir. Das klingt so gezwungen von Ihnen. Sagen Sie doch einfach Fräulein Mary zu mir, wir sind doch schon gute Freunde geworden, denke ich.“

„Das schon... aber... ich weiß nicht...“

„Was wissen Sie nicht?“ Mary beugte sich ein wenig vor.

Waldemar betrachtete sie einen Augenblick. „Ach... ich meine... ich bin doch Ihr Angehöriger... und ich möchte nicht...“

„Ach so... Sie meinen, daß das Personal Schlussfolgerungen aus dieser freundschaftlichen

Anrede ziehen könnte. Na ja... das mag wohl sein... na, schön, dann machen wir es so... im Geschäft behalten Sie meinetwegen die förmliche Anrede... aber, wenn wir unter uns sind, dann sagen Sie ruhig Fräulein Mary zu mir.“

„Also schön, abgemacht!“ Er reichte ihr die Hand hin. Sie legte die ihre für einen Augenblick in die seine.

„Ich sage dann auch einfach... Herr Waldemar zu Ihnen... das klingt doch nicht so steif“, meinte Mary.

Sie schielten sich ein wenig an, dann schwiegen sie eine Weile.

„Wissen Sie, Fräulein Mary“, sagte Waldemar schließlich. „Wir wollten ja eigentlich nicht von geschäftlichen Dingen reden, aber man kommt schwer davon weg, denn für uns beide ist ja doch die Berufsarbeit, die wir beide jetzt ausüben, für den Augenblick der wichtigste Gesprächsstoff. Wissen Sie, daß ich heute lebhaft bedaure, kein vermöglicher Mann zu sein?“

Mary blickte erstaunt auf.

„Wieso das?“

„Nun... als ich heute die Abrechnung machte, kam mir der Gedanke, daß Sie sich ganz anders entfallen könnten, wenn Ihnen das Geschäft allein gehörte. Sie würden doch 75 Prozent mehr verdienen.“

„Ach, so meinen Sie das... ja schon... aber dann würden Sie als mein Kompagnon... so meinen Sie doch?... für das eingeleitete Kapital die 75 Prozent beanspruchen, Waldemar?“

„Ich weiß nicht einmal, Mary, ob ich das tun würde... ich dachte wirklich in erster Linie an Sie.“

„Dann wären Sie aber ein schlechter Geschäftsmann! Und für den halte ich Sie wirklich nicht!“

„Es ist ja auch töricht, darüber zu sprechen, denn mein Geld ist ja doch tüchtig. Es waren immerhin 50.000 Dollars.“

„Erzählen Sie doch, Waldemar!“ fragte Mary lebhaft. „Wohin haben Sie das Geld verloren?“

Waldemar erzählte von den Washington-Affären und von dem Zusammenbruch der Automobilfirma.

„Das war aber ärgerlich für Sie“, meinte Mary bedauernd. „Aber trösten Sie sich mit mir, ich oder vielmehr mein Vater besaß einmal 120.000 Mark. Auch wir haben das Geld verloren, aber auf anderer Weise als Sie. Ein Betrüger hat meinen Vater um das Geld gebracht. Ein gewisser Goldbräut, der sein volles Vertrauen besaß, hat ihn betrogen. Der gewissenlose Mensch hat meinen Vater vollkommen ruiniert. Vater hat sich von diesem Schlag nicht wieder erholt. Er ging an dem Verlust zugrunde.“

(Fortsetzung folgt)

